

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 28 (1938)  
**Heft:** 24  
  
**Rubrik:** Weltwochenschau

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

„Guten Abend, Mira.“

Sie lächelte ihm zu.

„Guten Abend, Ali.“

„Bist du schon lange da, Mira?“

„Ungefähr eine Stunde.“

„Bist du mit dem Wagen gekommen?“

„Ja; nimm ein Zimmer, Ali. Dann wollen wir hinaufgehen. Hier kann man nicht sprechen.“

Keridan ging zum Büro, bestellte ein Zimmer und füllte den Meldeschein aus. Mira war nachgekommen und betrachtete ihren Bruder, während er schrieb. Dann fuhren sie zu dem Appartement hinauf, das Mira gemietet hatte.

„Willst du Kaffee oder Tee trinken?“ fragte Mira, während sie ihr Pelzjäckchen ablegte.

„Danke, jetzt nichts.“

Sie öffnete die Tür ihres Schlafzimmers, warf einen Blick hinein, schloß die Tür wieder, kam zurück und setzte sich. Keridan hatte sich eine Zigarette angezündet und sah erwartungsvoll seine Schwester an.

„Hör' mal, Ali, du mußt das Geld zurückgeben.“

Keridan sprang auf, machte eine Bewegung, als wollte er das Zimmer verlassen, besann sich, kehrte zurück und nahm wieder Platz.

„Das sagst du?“ rief er bleich vor Zorn.

„Ja, das sage ich. Du mußt unbedingt das Geld zurückgeben. Da hilft dir nichts.“

„Du glaubst mir also nicht?“

„Du kannst wirklich nicht von mir verlangen, daß ich eine so primitive Geschichte glauben soll. Wenn ich aufrichtig sein darf, so muß ich sagen, daß du mich schwer enttäuscht hast. Ist dir nichts Besseres eingefallen als das Märchen von dem ungetreuen Baron Hollbruch oder wie der Junge heißt?“

Fortsetzung folgt.

## Weltwochenschau

### Zerlegungsfstoffe.

Im Welschland hat sich der Widerstand gegen das eidgenössische Strafgesetz mit einer Heftigkeit geregt, die vermuten läßt, mehr als ein Kanton werde am kommenden Abstimmungsantrag verwerfen und die Reinsager aus andern Gegenden der Schweiz so sehr verstärken, daß mit einem hohen Prozentsatz von Ablehnenden im ganzen Lande gerechnet werden muß. Seit sich die Katholisch-Konservativen an einem Parteitag gegen das Gesetz gewendet, steht auch die ganze Innerschweiz in Frage. Diese alten Föderalisten kann man am Ende verstehen. Sie glauben, in den Strafbestimmungen fänden gewisse weltanschauliche Ansichten ihren Niederschlag, und es sei nicht möglich, protestantisch-liberale und katholisch-strenge Meinungen unter einen Hut zu bringen, ohne daß dabei überlieferte Grundsätze im einen Lager verletzt würden.

Was aber die Welschen veranlaßt, zu frondieren, das ist der „Widerstand gegen Bern“ schlechthin. Man überlege sich doch: Das einheitliche Strafgesetz bringt nicht etwa eidgenössische Gerichte, beschneidet keinen Kanton in seinen Rechten, die Richter nach seinem eigenen Modus zu bestellen, legt nur fest, daß für Straftaten einheitliche Strafbestimmungen angewendet werden sollen. Eigentlich nichts anderes als etwa eine internationale Konvention über gemeinsame Posttagen, prinzipiell wenigstens. Uns ist nie eingefallen, zu behaupten, der Weltpostverein beschränke unsere Souveränität. Ein eidgenössisches Strafgesetz stellt wirklich nichts anderes dar als die Konvention der Kantone, sich in Strafsachen auf einheitliche Normen zu einigen. Wer da trotzdem insistiert, übertreibt den Kantönligkeit. Fast möchte man sagen, die Angst um die Souveränität der Kantone sei in diesem Falle pathologisch.

Zerlegungsfstoffe anderer Art wirken in unserm Volkskörper noch bedenklicher als dieser falsch verstandene Föderalismus.

Man denkt da an den Berner Waffenschmuggelprozeß, an den Versuch der Angeklagten, ihre Lieferungen als für die französischen Cagoulards bestimmt zu bezeichnen; gelänge ihnen dies, wären sie straffrei . . . denn nur Lieferungen nach Spanien sind strafbar! Wo bleibt das generelle eidgenössische Verbot des „freien Waffenhandels“? Diese Art „Freiheit“ wirkt um ein Vielfaches zerlegender als föderalistische Kirchturnspolitik.

Oder: Den Katholiken wird von links vorgeworfen, in den geistlichen, namentlich den geistlichen Lehrkreisen, stecken bedenklich viele Landesfremde! Die geistige Beeinflussung ganzer Volksschichten durch diese Leute laufe unserer moralischen Landesverteidigung straks zuwider. Frage: Würde man auf der angegriffenen Seite nicht besser tun, eine „Bestandesaufnahme“ vorzulegen, statt sofort einen Angriff auf die Kirche zu wittern? Auch die Freiheit, jeder geistigen Strömung freien Durchgang zu gewähren, kann gefährlich sein. Das gilt bestimmt nicht nur für den Fall „Rommunismus“.

### Eingeschlafene Gespräche.

Die französisch-italienische Unterhaltung ist seit der Genueser-Rede Mussolinis eingeschlafen. Der Duce stellte fest, er wünsche Francos Sieg, Frankreich aber seine Niederlage . . . fast will uns scheinen, dieser Spruch habe die Wahrheit so deutlich gezeichnet, daß man daraufhin in Paris auf weitere Versuche verzichtete.

Auch die britisch-deutschen Verhandlungen, die wenigstens inoffiziell begonnen hatten, sind verfannt. Statt dessen beschuldigt die deutsche Presse den britischen Geheimdienst, also die Spionage, die deutschen Truppenbewegungen gegenüber der Tschechei ausgespäht und vorzeitig verraten zu haben. Man fühlt sich in Berlin unliebsam beobachtet und ist wütend. Sehr verständlich! Aber für die Wahrung des Friedens vielleicht gut.

Es fragt sich nun, was weiter geschehen wird. Nimmt niemand die Unterhandlungen wieder auf, dann fällt auch das schon als fix betrachtete britisch-italienische Abkommen ins Wasser. Beruht es doch auf der Annahme, daß der spanische Konflikt demnächst beendet und die italienischen Truppen heimgeschafft würden. Vorher ist England zu nichts verpflichtet. Der Krieg in Spanien aber kann nicht so rasch, wie Mussolini es wünscht, beendet werden, solange die Franzosen Barcelona nicht völlig preisgeben. Und sie geben es nicht preis, solange die Regierungstruppen Widerstand leisten. Nur ein Rechts-Umsturz in Frankreich selbst könnte diese Einstellung ändern.

Oder dagegen ein Umsturz in Franco-Spanien, der die ganze italienische Rechnung mit einem Strich vernichten würde. Es scheint, daß allerlei Unstimmigkeiten in den faszistischen Provinzen vorkommen. Schon vor einiger Zeit las man, der berühmte General Yague, der seinerzeit Toledo entsetzt, dann vor Madrid, vor Oviedo und noch zuletzt an der Aragonfront Beweise seiner militärischen Fähigkeiten abgelegt, sei wegen einer anti-italienischen Rede verhaftet, vielleicht sogar füsiliert worden. Danach hätten im Gefängnis von San Cristobal zu Pamplona einige hundert gefangene Phalangisten gemeutert, mit Hilfe der Bevölkerung die Wächter getötet und bewaffnet den Weg in die Berge genommen. Heute heißt es, ganz Andalusien sei in Erregung, vielleicht sogar im Aufruhr, die Grenze gegen Gribaltar werde abgesperrt, Queipo de Llano wende sich gegen Franco, Meutereien erhoben sich in Sevilla, vornehme Spanier verließen das Land usw. Vorläufig sind das Gerüchte, aber die Möglichkeiten sind unheimlich gewachsen. Spanien ist Spanien, und der Uebermut der fremden Truppen könnte gefährliche Ueberraschungen zeitigen.

Vielleicht meißt Franco, daß die Zeit ihn zu raschen Erfolgen drängen möchte, und vielleicht ist das der Grund, warum er die deutschen und italienischen Flieger zu den unerhörten Grausamen Bombardementen gegen die verschiede-

sten katalanischen und levantinischen Städten vorgehen läßt. Die Schandtät an dem Pyrenäenstädtchen Granolles bedeutet eine verschlimmerte Wiederholung von Guernica. Die Piloten der Regierung sind immer wieder unterlegen, aber die Flugabwehr funktioniert doch an manchen Orten, vor allem in Barcelona, und immer wieder wird der Abschluß deutscher Maschinen gemeldet.

Auf gefährliche Spannungen im spanischen Rechtslager könnten auch die Uebergriffe der faschistischen Flieger gegen Frankreich weisen. Man erinnert sich, daß Franco gesagt haben soll: Wenns gefährlich wird, provoziere ich einen internationalen Zwischenfall. Einen solchen hätten die Bomben im französischen Grenzstädtchen Cerbères bei Port Bou bedeutet, wenn die Franzosen die Nerven verloren. Schlimmer zählen die 10 Bomben, die in der Nacht des 5. Juni 12 Kilometer tief im Departement Ariège niederfielen und ein Hochspannungsnetz trafen. Fast 80 Kilometer innerhalb Südfrankreichs wurden die Geschwader gesichtet, und die drei großen Sprengtrichter bei Aix-les-Thermes lassen sich einwandfrei auch von internationalen Kommissionen konstatieren.

An den Fronten ergeben sich kaum Veränderungen; die Miaja unterstellte Front zwischen Teruel und Binaroz widersteht, Beweis für die Tatsache, daß der abgeschnürte Süden noch lange nicht ausgeschossen, daß er also für die Munitionsversorgung gar nicht allein auf Katalonien angewiesen war. Entweder produziert auch Innerspanien Munition, oder die Zufuhr über Valencia funktioniert, sei es aus Rußland, sei es aus Amerika oder Frankreich. An eine Menderung ist nur zu denken, wenn Franco an neuer Stelle offen für wird, d. h. wenn ihm Mussolini und Hitler ermöglichen, an neuer, unerwarteter Stelle mit großer Uebermacht einzubringen . . . vorausgesetzt, daß seine eigenen Leute diese wachsende Einmischung dulden.

Die schleichende Entwicklung, die in Spanien wieder den Katastrophengang des Frühjahrs abgelöst, läßt auch der Tschech e i Zeit zur Umstellung. Man hat indessen das Gefühl, daß diese Zeit nicht ausgenützt werde. Das Nationalitätenstatut wird nicht verkündet. Die Zwischenfälle im deutschen Gebiet dauern an. Die Slovaken melden ihre Forderung auf den eigenen Landtag an. Die Karpathorussen werden von der Regierung „studiert“ . . . sie will keine isolierte Lösung für die Deutschen; offenbar hat S o d z a Mühe, den Engländern beizubringen, daß die 6 hauptsächlichsten Nationen auf dem Boden der Republik überhaupt in ein neues Statut gebracht werden müssen, und daß nicht etwa eine Volksabstimmung nur gerade für die nazifizierte Sudetendeutschen in Frage komme. Wie wenig man in England praktisch von der Situation Prags weiß, kann man aus den Erwägungen britischer Blätter schließen: Die Freigabe der Deutschen würde der dort bisher herrschenden Religionstoleranz ein Ende bereiten. Als ob eine Freigabe überhaupt in Frage käme! Prag würde sich selbst opfern, würde sich als schutzlose Insel ohne wirkliche Grenzen in die deutsche Zange begeben! Es ist verloren ohne die Lösung der unerhörten schweren Aufgabe, die böhmischen und mährischen Deutschen wieder für die Republik zu gewinnen! —an—

## Kleine Umschau

Mit dem Sommerkleid sind wir auch in unsere Sommerseele hinein geschlüpft. Wenn wir damit nur auch den Alltagsstaub abschütteln und das Grau der Sorgen mit dem frischen Grün der Hoffnung vertauschen würden und könnten. Aber das ist es eben. Wir würden das gerne tun, wenn wir könnten, und wir könnten es sicherlich, wenn wir wollten. Und wenn doch nur die strahlende Sonne unsere Verdrossenheit übergolden würde. Aber da hört man allerorts: Es nützt ja doch alles nichts, der Karren ist sowieso verfahren. Und wenn man erzählt, daß einer der höchsten Geistlichen bei einem Weltkongreß die Worte aussprach: Freuen wir uns, und danken wir dafür, daß wir Zeugen einer großen Zeit sind und mithelfen können an großen

Weltgeschehen! — dann zucken die Leute wohl die Schultern und sagen: Der hat gut reden!

Und gleichwohl regt unsere Sommerseele ihre Schwingen, und sucht auf die verschiedenste Weise Fühlung mit der Mutter Natur. Wir zitieren zum nachahmungswerten Beispiel das Programm eines Pfingsttreffens: Singen, Ball-, Wasser-, Gesellschaftsspiele, Feuer, im Preis inbegriffen ein einfaches Essen. Und dazu der Vermert: Bringt Früchte mit für ein Bircher-Müesli!

Ist es nicht auch eine Regung der Sommerseele, wenn unsere Fischer stunden-, ja tagelang bewegungslos am Wasser stehen und warten, bis ein Fisch geruht anzubeißen? Und wenn sie dieser Beschäftigung lange Stunden ihrer Nachtruhe opfern? Es ist freilich unbeschreiblicher Reize voll, so ein Morgen an den Ufern der Aare, und man kann dies auch ohne die Fischrute in der Hand genießen. Das aber läßt ein Fischer nicht gelten. Eben gerade, wenn er den Köder ausgeworfen hat und die Aarewellen über ihn hinwegspülen, da fängt für ihn der Zauber an zu wirken. Dann erscheint das Murren im Wasser als eine geheimnisvolle Melodie und die Luft ist von feinen Düften erfüllt, und über den Köpfen schwirren die Spinnweben, die tagsüber in den Dächern der alten Häuser und Türme schlafen, und die Schwalben durchkreuzen ihren Flug. Kurz, der Fischer ist an solchen Tagen in seinem Glück, und oftmals will uns scheinen, als ob der gefangene Fisch nahezu die Nebensache wäre. Aber wiewohl das Geschäft des Fischens ganz laut- und diskussionslos vor sich geht, jeder Fischer als Eigenbrödlar ganz allein auf dem von ihm gewählten Posten steht, voll und ganz in seine eigenen Angelforgen eingespinnen und verstrickt ist, und keiner dem andern ein Wort gönnt, aus Furcht, die Fische könnten gestört werden, gibt es dennoch einen Kampf der Fischer und in Verbindung damit ein Fischerlatein. „Dem hab ich aber gezeigt“, erzählt da ein Fischer auf dem Heimweg vom Fischen. „Er stand unterhalb des Blutturms, und ich obenher diesem. Ich habe schon gesehen, daß ein Fisch daher geschwommen kam. Aber ich hatte etwas anderes zu tun. Da sehe ich, wie mein Nachbar unterhalb des Blutturms die Angel auswirft. Er hat ihn schon und will ihn aus dem Wasser ziehen. Da aber werde ich taub: wie kommt er dazu, mir einen Fisch wegzuschneiden? Ich werfe meine Angel gleichsam aus, „breiche“ den Fisch, ziehe und zerre. Aber was war das? Mit dem Fisch kommt auch die Angel des andern auf mich zu, und um die ganze Runde des Blutturms herum, und durch die verschiedentlichen Strömungen und Wirbel hindurch reiße ich Fisch und Angel zu mir hin. Was willst denn, sage ich dem andern, der erbärmlich fluchte, der Fisch hat schon beim Hinunterschwimmen zu mir hergeblüht und mir zugnickt, als wollte er sagen: Ich komm schon zu Dir! Und jetzt bringt er mir sogar noch etwas mit. —

Vom Ausland her kommt die Nachricht, daß Versuche gemacht werden, eine Entfärbung der schwarzen Rasse, also der Neger herbeizuführen. Und das soll geschehen, indem das Hormongleichgewicht in eine Richtung gelenkt wird, wie sie bei der weißen Rasse besteht. Das gibt unserm Selbstbewußtsein wieder einen Schwups nach oben, denn oftmals fällt uns angefangen unserer europäischen Weltlage die Prophezeiung eines Kongreßteilnehmers an einem Friedenskongreß ein, der einmal in Bern stattfand, nämlich, daß demnächst Menschenfresser Missionare nach Europa entsenden würden! Also gilt unsere weiße Rasse doch noch etwas und sogar als Schönheitsideal — aber bloß in gewissen Kreisen, und sicherlich nicht bei den Indianern, die von uns Bleichgesichtern scheint ganz anders reden. Welche Perspektive aber, wenn man in Zukunft die Rassenmerkmale ausmerzen kann, sodaß keine Verwechslung zwischen einem Berner und einem Zürcher, und einem Basler und einem Appenzeller mehr möglich ist.

Ueberhaupt schlagen die Tatsachen des öfters den Theorien und Behauptungen ein Schnippchen: wie dato, da ein Berner der schnellste Baumeister der Landesausstellung sei! Oder wurde da bereits ohne daß in der Öffentlichkeit etwas verlautete, mit Hormonen gefochten? Luegumenand.